Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 9 (1968)

Heft: 8

Artikel: Afrikanische Reminiszenzen : wenn der Handel perfekt ist

Autor: Tickle, Ian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076524

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Afrikanische Reminiszenzen

Wenn der Handel perfekt ist

Von Ian Tickle

Der dritte Beitrag unseres SOI-Mitarbeiters, Redaktor der «Swiss Press Review und News Report», befasst sich mit einigen francophonen Ländern Schwarzafrikas.

Als ich im Dezember letzten Jahres von Südafrika aus meine Reise fortsetzte, hatte ich mir vorgenommen (siehe KB, Nr. 4), herauszufinden, ob irgendeines der francophonen Länder auf meinem Besuchsprogramm — Gabun, Kamerun und Tschad — an der diplomatischen Anerkennung des Apartheid-Staates interessiert sei. In Gesprächen mit Journalisten in Johannesburg hatte ich mich überzeugen lassen, dass der Wunsch der Regierung Vorster, diplomatische Beziehungen mit den schwarzafrikanischen Staaten aufzunehmen, durchaus ernst gemeint ist.

Und ich war dabei zur Ansicht gekommen, dass das Gelingen dieses Versuchs mit einer Bresche in die Apartheid-Politik Hand in Hand gehen werde.

Man hatte mir in Südafrika zwei Länder des francophonen Afrika als potentielle «Eisbrecher» genannt: Gabun und Tschad. Es sind unauffällige Staaten, von denen man eigentlich nicht erwarten würde, dass sie sich der südafrikanischen Aufmerksamkeit besonders aufdrängen würden. Warum also gerade diese beiden?

Nun, man hatte mir die Fälle expliziert. Gabun zum Beispiel, hiess es, gehört wie Zambia zu den erzreicheren Ländern des Kontinents, und es braucht Investitionen, um seine Schätze zu heben. Südafrika könnte solche anbieten. Tatsächlich hat inzwischen der südafrikanische Finanzminister Dr. Diedrichs vermehrt Entwicklungsgelder bereitgestellt, die auf Abnehmer warten — falls sie sich einstellen. Gabun hat Uran, Eisen, Mangan und Erdöl. Und wenn es von Frankreich unabhängig werden will, so argumentiert man, muss es sich anderswo nach Entwicklungshilfe umsehen.

Gut, aber warum denn Tschad? Na, dann halt aus einem entgegengesetzten Grund. Tschad hat nichts und braucht demnach alles. Es ist vielleicht das ärmste Land Afrikas und wird somit, das hatte man mir in Johannesburg vorgerechnet, am wenigsten Bedenken haben, Geld aus Südafrika entgegenzunehmen.

Wenn ausgerechnet Brazzaville das Beispiel gibt

In Gabun stellte ich also meine Frage, den Kopf gewissermassen vorsorglich eingezogen. Aber zu meiner Ueberraschung, und in flagrantem Gegensatz zu allem, was ich in Ostafrika gehört hatte, vernahm ich ein gelassenes «Warum nicht?» Wenn es Brazzaville tun könne, habe man keinen Grund, sich zu genieren. Brazzaville? Ich war baff. Die Hauptstadt mit dem stärksten Linkseinschlag von ganz Afrika, das erste Mitglied des «kubanischen Blockes». «Ach, das spielt doch keine Rolle», sagte man mir. «Die handeln ganz offen mit Südafrika. In mancher Hinsicht sind sie unsere Konkurrenten, und wenn sie die Resolutionen der Organisation für Afrikanische Einheit missachten und mit Südafrika Handel treiben, warum sollten wir am Boykott festhalten? Natürlich, diplomatische Anerkennung, das wäre im jetzigen Zeitpunkt ein bisschen weit gegangen, sans doute, man muss schliesslich die psychologischen Reaktionen im restlichen Afrika berücksichtigen, aber später ... Sehen Sie, der angebliche Boykott südafrikanischer Waren ist ohnehin weitgehend Heuchelei, und jemand muss den Mut haben, das zu sagen.»

Mich liess dieses Gespräch skeptisch zurück. Aber dann hörte ich auch anderswo ganz ähnlich argumentieren. Und man bestätigte mir, dass Brazzaville tatsächlich voll von südafrikanischen Waren sei, und dass niemand in der revolutionären Umgebung von Präsident Massemba-Débat den geringsten Anstoss daran nehme.

Freilich war ich in Gabun zur Zeit des Interregnums, als es keinen Staatspräsidenten zur Zitierung und Abstützung von Ansichten gab, wogegen in Kamerun und Tschad die Staatsoberhäupter sehr im Amt waren, was sich auch auf die Meinungsbildung der Bürger auswirkte. Denn es sind autoritäre Staaten, nicht in einem schlimmen Sinne, aber eben doch autoritär. Präsident Ahidjo von Kamerun hasst Südafrika, und die Bevölkerung folgt seinem Beispiel, in ihrer Gesamtheit sowohl als auch in der Summe ihrer Individuen. Und in Tschad, der andern weissen Hoffnung der Südafrikaner, soll Präsident Tombalbaye ähnliche Gefühle hegen, wenn ich auch die Meinung hörte, sie seien eine Spur weniger heftig. Jedenfalls sagte man mir sowohl in Kamerun als auch in Tschad, ich könnte Unannehmlichkeiten bekommen, falls irgendjemand auf den Gedanken verfallen sollte, meinen Pass gründlich genug anzuschauen, um den Stempel Südafrikas zu entdecken. Dies wird wohl eine Uebertreibung sein (zum Beweis ist es so oder so nicht gekommen), aber das herrschende Klima lässt sich mit dieser Warnung charakterisieren.

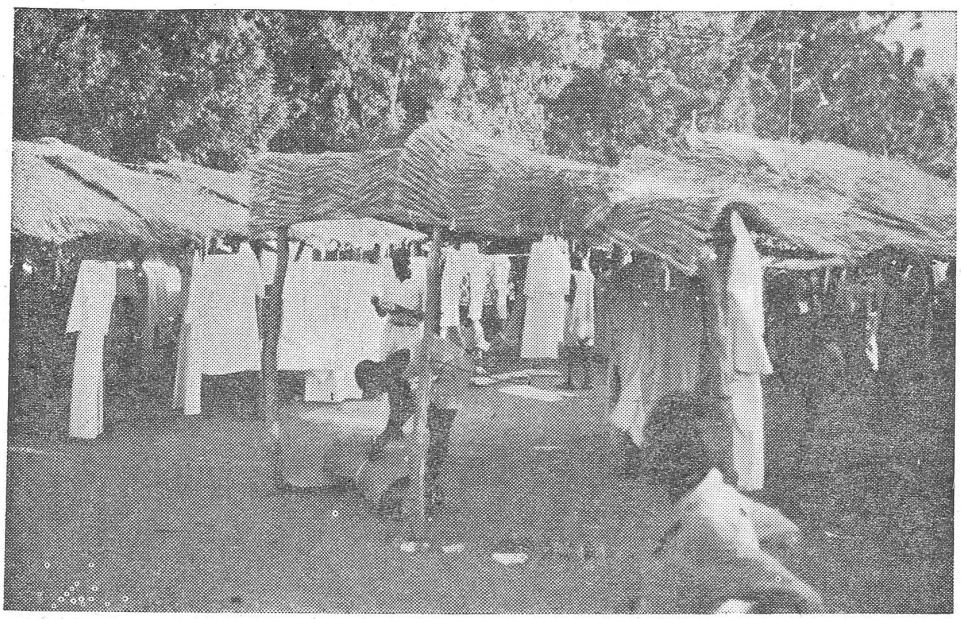
In Gabun verhaftet

Chronologisch richtig hätte ich eigentlich mit meiner Abreise aus Südafrika beginnen sollen, die gleichzeitig zum Beweis dafür diente, dass es wenigstens ein Bindeglied zwischen diesem Land und Gabun gibt, nämlich die DC-8 der französischen UTA-Linie. Der Kurs führt wöchentlich einmal von Johannesburg nach Paris via Libreville, der Hauptstadt von Gabun.

Am Abend vor meinem Abflug aus Johannesburg sass ich bei einem Essen neben dem französischen Geschäftsträger in Pretoria. Er sagte mir, dass Präsident Léon Mba von Gabun eben gestorben sei. Ich verstand, dass ich in ein Ereignis hineinkommen werde, sah aber nicht voraus, wie sehr es mich, sagen wir einmal, gefangen nehmen würde.

Als ich auf dem Flugplatz Libreville mein Transitvisum für 24 Stunden verlängern wollte, lehnte das der Beamte mit der elegisch vorgebrachten Begründung ab: «Monsieur, nous sommes en deuil.» Und einige Augenblicke später, nachdem ich erfolgreich das Thema gewechselt hatte, tönte es mit derselben getragenen Stimme: «Monsieur, nous sommes en deuil.»

In jenem Moment, mitten in der Nacht, da ich soeben vom Flugzeug aus sozusagen in die Atmosphäre eines türkischen Bades gelangt war, schien mir dieser Satz nur irrevelant. Aber dann sah ich doch ein, was er alles enthielt. Etwa folgendes: «Monsieur, unser Präsident ist gestorben. Vizepräsident Bongo sollte ihm nachfolgen. Aber er wird es vielleicht nicht. Wenn es tatsächlich geschieht, wird das der erste friedliche



Markt in Fort Lamy, der Hauptstadt von Tschad.

Präsident Ahidjo von Kamerun beim Amtseid. Vielleicht sind Bürger seines Landes berufen, im nigerianischen Bürgerkrieg zu vermitteln.

Präsidentenwechsel in einem der seit kurzem unabhängigen Staaten Afrikas sein. Nur kann es auch eine Revolution geben, und da sehen wir unangemeldete Besucher, die wir nicht kennen, nicht so gerne. Also bitte nicht gerade jetzt. Nous sommes en deuil.»

Zwei Tage später begriff ich das noch besser, als ich zu dem mittlerweile nach Léon Mba umgetauften Flugplatz zurückkehrte, um abzufliegen, und statt dessen verhaftet wurde. Ich hätte Kontakte mit einem Mitglied der Opposition aufgenommen und von ihm ein Bündel wichtiger Dokumente erhalten. Ich hätte absichtlich die dunkelste Ecke der Hotelterrasse aufgesucht, aber vier Zeugen hätten mich trotzdem beobachtet. «Da solltet ihr euch schämen, gleich vier Zeugen zu korrumpieren», sagte ich gutgelaunt, aber dann merkte ich, dass alles ernst gemeint war. Man brachte mich auf die Wache, wo ich sechs peinliche Stunden lang durchsucht und verhört wurde. Mir wurde unangenehm zumute. Denn niemand auf der grossen weiten Welt wusste, dass ich jetzt in Gabun war. Was, wenn . . .?

Hier seien ein paar Dinge über Gabun eingeflochten. Vor einigen Jahren gab es hier eine Revolution gegen den francophilen Präsidenten Léon Mba. Sie hatte Erfolg in dem Sinne, dass sie im Volke Unterstützung fand, aber Misserfolg in dem Sinne, dass französische Paras gegen die bereits triumphierenden Revolutionäre vorgingen und Léon Mba wieder auf den Präsidentenstuhl setzten.

Das Ende war, dass all dies in die Weltpolitik eingemischt wurde. Man beschuldigte die Amerikaner, die Revolution angezettelt zu haben, um das Uran des Landes nicht in Händen der Franzosen zu lassen und diese nicht in den Besitz der damals aktuellen Atombombe zu bringen. Ich habe das Gefühl, dass diese Hypothese nicht allzu stark von Tatsachen untermauert ist, aber wie dem immer sei, die Franzosen hielten und halten sie für zutreffend. Und wie es sich traf, konnte die Mba-Fraktion in Gabun natürlich auch politischen Nutzen aus dieser Interpretation ziehen.

Nun ist die wichtigste amerikanisch unterstützte Institution des Landes die Evangelische Kirche, und ihre Angehörigen standen in den letzten Jahren immer unter Verdacht, eine Rebellion inszenieren zu wollen. Das ist natürlich eine vereinfachte Version einer komplizierten Situation, aber festgenommen worden war ich immerhin deshalb, weil ich nichtsahnend mit einem Freund zusammengetroffen war, welcher der Evangelischen Kirche angehörte.

Papiere waren dabei überhaupt nicht vorgekommen, aber eine dunkle Ecke hatte ich mir ausgesucht, und zwar deshalb, weil ich meinem Freund eine Tasse Tee (nicht einmal etwas stärkeres) hatte offerieren wollen, den man legal nicht bekommen konnte, weil man alle Schankstätten geschlossen hatte, um alkoholisierte Unruhen zu vermeiden (dass man den Ausschank alkoholfreier Getränke vorsehen könnte, war anscheinend zufälligerweise niemandem in den Sinn gekommen).

Indessen wurde ich nach einigen unangenehmen Stunden freigelassen, im Verlaufe derer ich den Eindruck gewann, es seien mehr die französischen Assistans techniques gewesen, denen mein angelsächsischer Pass Kopfzerbrechen verursachte und keineswegs die Afrikaner. Man hiess mich im Hotel bleiben, doch erhielt ich eine Spezialerlaubnis, dem Begräbnis des Präsidenten am andern Tag beizuwohnen.

Der ganze Zwischenfall entbehrte übrigens nicht der Komik, besonders zu Beginn, als man mich noch auf dem Flughafen verhörte. Fremde Staatsoberhäupter trafen verschiedentlich ein, und man spielte laufend Nationalhymnen. Meine Polizeieskorte wurde vom Publikum deshalb als Ehrenwache angesehen und ich selbst als ganz besonders hohes Tier.

Aber ich war doch froh, als ich aus dem allem heraus war. Besonders, als man mich auf dem Flugplatz wiederum verhören wollte, was glücklicherweise dank den Bemühungen des britischen Geschäftträgers in Kamerun doch unterblieb.

«Revue de la Presse Suisse» als Kontaktschlüssel

Duala ist nicht die Kapitale Kameruns, wohl aber die zweite Stadt des Landes und verfügt über den internationalen Flughafen. Ich wurde vom Redaktor der «Presse de Cameroun» sehr freundlich empfangen. Das ist vielleicht die Gelegenheit zu sagen, dass in allen francophonen Ländern, die ich besuchte, die «Revue de la Presse Suisse» (der französischsprachige SOI-Pressedienst für Entwicklungsländer) in hoher Achtung stand. Ich konnte übrigens eine gute Anzahl von Abdrucken feststellen, von denen unser Redaktor in Bern nichts gewusst hatte. Vor allem aber verschaffte mir die Erwähnung der «Revue» überall Zugang, und natürlich waren mir diese Gelegenheiten zu Kontakten willkommen.

Kamerun ist in Afrika von beträchtlicher internationaler Wichtigkeit. Die frühere deutsche Kolonie war nach dem ersten Weltkrieg in britische und französische Territorien aufgeteilt worden. Vor kurzem sind die beiden Teile wieder vereinigt worden, und Kamerun ist nun der erste zweisprachige föderative Staat in Afrika. Gerade jetzt ist aber noch etwas weiteres sehr relevant. Westkamerun war nämlich seinerzeit als Teil Nigerias verwaltet worden, und viele seiner prominenten Persönlichkeiten sind in jenem Teil Nigerias ausgebildet worden, das unter dem Namen Biafra unglückliche Schlagzeilen macht. Diese Leute wären, scheint mir, die berufenen Vermittler im nigerianischen Bürgerkrieg, und ich konnte Jaunde, der Hauptstadt, in verschiedenen Gesprächen feststellen, dass dieser Gedanke dort Unterstützung findet.

Obwohl die Bewohner Westkameruns keine Bürger Nigerias mehr sind, kennen sie Nigeria doch besser als irgend ein anderer Schlag von Ausländern. Solche Leute sind als Vermittler noch besser geeignet als ausländische Staatsoberhäupter, die sehr vorsichtig sein müssen und im übrigen wohl auch kaum Zeit finden, sich über die komplexen Elemente der Situation eingehend zu informieren.

So beendete ich meine jüngste Afrikareise mit dem Versuch, gewissermassen als Friedensstifter aufzutreten. Natürlich kann ich von mir aus mit meiner Empfehlung nicht «durchdringen». Aber wenn der Tip in Afrika ins Gespräch kommen kann, so lohnt das jedenfalls den Versuch. ■

Buchhandlung in Duala.